



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Block, Walther E.: Der Großvater : Familienerinnerungen aus der Zeit vor  
und während der Märzrevolution

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der Großvater

familienerinnerungen aus der Zeit vor und während der Märzrevolution



Wenn es regnete und wir Buben uns nicht im Garten tummeln konnten, gingen wir gern im Hause auf Entdeckungen aus. Mit besondrer Vorliebe gieng ins Schlafzimmer. In der Ecke hinter dem Bett meines Vaters standen ein Degen und ein Säbel. Der Säbel stammte aus dem Siebenjährigen Kriege; es war ein großer Reiterpallasch in einer schweren Scheide, der für uns kleine Buben kaum zu heben war. Wenn wir uns genug abgemüht hatten, den schweren Säbel aus der Scheide zu ziehen, gieng an den zierlichen Degen, der den Dreißigjährigen Krieg mitgemacht haben sollte. Er hatte einen höchst unbequemen Griff in Kreuzform mit eingelegter Arbeit. Oben drauf war ein Knäuf, der sich abschrauben ließ. Wir unterließen es natürlich niemals zu untersuchen, ob die Schraube noch gut imstande sei. Die Klinge war fein ziselirt und sehr biegsam. Ich hatte einmal Damaszener Klingen rühmen hören. Seitdem glaubte ich, daß unser Degen Damaszener Arbeit sein müsse. Er war für uns der Inbegriff des Schönen. Waren wir unbeobachtet, so fochten wir gern mit dem leichten Degen ein wenig herum: gegen die Bettgardinen, gegen eingebilbete Feinde, gegen die Brüder, die als Indianer auf dem Kriegspfade unter den Betten umherkrochen. Kam freilich die Mutter zu diesen Übungen, so gabs zuerst großes Entsetzen, dann gewaltige Vermahnung. Wir könnten uns ja mit dem Degen die Augen ausstechen, uns sonstwie verwunden und die Gardinen beschädigen. Das Ausstechen der Augen wäre immerhin möglich gewesen. Andre Verwundungen gehörten wohl in das Reich der Unmöglichkeit, so stumpf war die Klinge.

Beim Vater standen Säbel und Degen zu unserm Leidwesen völlig unbenutzt. Er hatte gar keine Neigung zum Waffenhandwerk, war auch durch unsre Bitten nicht dazu zu vermögen, sich einen Revolver zuzulegen. Bei ihm fand unsre romantische Kriegslust wenig Verständnis. Der Großvater dagegen, von dem der Vater die Waffen geerbt hatte, war in unsrer Phantasie ein äußerst streitbarer Mann gewesen. Er hatte im Ernst diese Waffen mit sich geführt, und das war genug, ihn mit dem Nimbus eines Helden zu umgeben. Die Waffen wurden uns durch solche historischen Erinnerungen noch lieber. Sie waren die greifbarsten Erinnerungen an den alten Herrn, der im runden schwarzen Rahmen steif und würdig in der väterlichen Studierstube hing.

Ja, der Großvater, das war unser Mann! Keiner von uns Buben hatte ihn freilich gekannt. Er war schon lange tot. Aber der Vater, der viel auf Familientraditionen gab, erzählte uns abends vor dem Schlafengehen öfters von ihm. Besonders lieb waren uns die Geschichten von gefährvollen, einsamen Amtsfahrten, die der Großvater unternommen hatte, und bei denen der alte Säbel sein ständiger

Begleiter gewesen war. Ich besinne mich noch sehr wohl, daß wir uns eine bestimmte Wilderer Geschichte immer wieder erzählen ließen, und wenn wir dann wieder den Säbel in die Hand bekamen, behandelten wir ihn viel respektvoller. Er hatte ja schon so schreckliche Abenteuer erlebt! Noch heute, wenn ich den alten Säbel in die Hand nehme, habe ich die Empfindung von dunkeln Wäldern, von entseßlicher, aufregender Spannung. Hinter dieser Empfindung bleibt die Geschichte selbst, die ich mir vor kurzem vom Vater wieder erzählen ließ, weit zurück.

Der Großvater war noch ganz ein Mann der alten Schule. Eine Autoritätsperson alten Stils. Mit Kraft und Schärfe setzte er seinen Willen durch, vertrug wenig Widerspruch, konnte streng, ja hart sein, war aber auch gegen sich selbst unerbittlich. In seiner Familie war er ein kleiner König. Mit der Großmutter, die sich schier zu Tode plagte, hatte er wenig Mitleid. Von den Kindern verlangte er unbedingtesten Gehorsam. Er forderte auch noch, als sie erwachsen waren, von ihnen, was heutzutage ein Vater höchstens als Wunsch aussprechen würde. Ein Onkel hat jahrelang als Student das Rauchen ganz im geheimen betrieben, weil er den Zorn des Großvaters fürchtete, der dieses moderne Genußmittel haßte. Wegen einer Kleinigkeit, wegen geringer Schulden zum Beispiel, hätte er unter Umständen seine Söhne enterben können. Die Kinder hatten infolgedessen nicht das rechte Vertrauen zu ihm. Nur mein Vater, das Nesthäkchen der Familie, verstand sich gut mit ihm. Härte und Strenge lagen eben in der frühern Erziehungsart. Nachgiebigkeit gegen die Kinder, wie sie heutzutage oft üblich ist, wäre dem Vater als eine Verletzung seiner hausväterlichen Pflichten erschienen. Bei seinen Untergebenen war der strenge Mann gefürchtet. Er war der Schrecken aller Bösewichter der Gegend. Denn gegen sie war er unerbittlich. Die glänzende Rehrseite seiner harten, rauhen Art war sein unbestechliches Pflichtbewußtsein. Er war verhältnismäßig noch sehr jung Rentmeister auf den Brinkenauer Gütern des Baron B. geworden. Mit großer Thatkraft hat er die Güter während der siebenzehn Jahre, in denen er sie verwaltete, in die Höhe gebracht. Bei seinem Dienstantritt gaben die Güter fast gar keine Erträge. Wilddiebereien, Unterschlagungen aller Art minderten den Nutzen, sodaß der Baron nicht übel Lust hatte, sie zu verkaufen. Unsere Familie ist stolz darauf, daß allein der Großvater den Plan vereitelte. Ein paar Herren hatten dem Baron 250 000 Thaler geboten, eine Summe, die ihm recht begehrenswert erschien. Nur mein Großvater riet ab, sonst waren alle Beteiligten einverstanden. Die Käufer, die wußten, daß nur der Großvater dem Plan entgegenstand, kamen zu ihm und boten ihm entweder die Stellung eines Beamten mit außerordentlich hohem Gehalt oder eine Summe von 20 000 Thalern zu sofortiger Zahlung an, wenn er nicht mehr dagegen reden wollte. Der Großvater begab sich sofort zum Baron und erzählte ihm den Vorfall. „So nehmen Sie doch die 20 000 Thaler. Ich gönne es Ihnen von Herzen. Ich will verkaufen,“ meinte dieser. Aber der Großvater blieb fest, bis er seinen Herrn davon überzeugt hatte, daß, wenn jene Herren das Besitztum für so begehrenswert hielten, daß sie zu derlei Mitteln griffen, es sich lohnen müsse, es zu behalten. Der Baron trat zurück, und nach zwei Jahrzehnten verkaufte er die Güter fast zum vierfachen Preise.

Übrigens ging dem Großvater, trotz seiner strengen Art, keineswegs das Gemüt ab. Er hatte Sinn für die Poesie. In seinem Nachlaß fand man eine Menge meist religiöser Lieder. Auch war er eifrig bestrebt sich fortzubilden; mit viel Geschick hat er große Sammlungen angelegt, ohne allzu viel wissenschaftliche Hilfsmittel zu haben.

Als mein Großvater sein Amt antrat, waren die Zustände auf den schlesischen Gütern ganz verrottet. Die Befreiungskriege wirkten auf dem Lande noch immer nach. Die Landbevölkerung ist ja nicht jedem Einfluß zugänglich, aber wenn etwas Eindruck gemacht hat, ist es noch lange zu spüren. So groß der Aufschwung im Jahre 1813 gewesen war, so viele Existenzen hatte er auch geknickt. Es gab eine Menge alter Soldaten, die die Freude an der Arbeit, an einem geordneten Leben verloren hatten, Menschen, denen die Noheit, die ein anhaltendes Kriegesleben erzeugt, zur zweiten Natur geworden war. Wer jahrelang immer nur auf den Tod gestellt ist, dessen Gefühl stumpft sich ab. Freies, ungebundnes Leben ging ihnen über alles. Ihr höchstes Vergnügen war, wieder einmal die alte Treffsicherheit zu erproben; sie lebten nach Aufregung, nach Blut und fanden in der Jagd einen gewissen Ersatz, schreckten aber gegebenenfalls auch nicht vor einem Morde zurück. Was galt ihnen ein Menschenleben? Dazu kam, daß ärmere Familien während des Kriegs völlig heruntergekommen waren. Miskerte und Hungerstot nahmen ihnen ihr letztes. Kein Wunder, daß sie ein wilder Grimm gegen die erfaßte, denen der heilige Krieg nicht wie ihnen selbst all ihre Habe gekostet hatte. Sich an deren Eigentum schadlos zu halten, zu stehen und zu brennen, zu wildern und zu rauben erschien ihnen fast als ihr gutes Recht.

In den Primkenauer Forsten hausten eine ganze Menge von Wilderern. Es gab ganze Familien, die sich damit ernährten. Eine Familie Hahn z. B. wurde ganz offen dessen bezichtigt; nachweisen konnte man es allerdings niemand. Außerdem bestanden wohlorganisierte Diebsbanden, die der Schrecken der ganzen Gegend waren. Die Polizei war so wenig ihrer Herr geworden, daß sie eine Art Zwangsherrschaft hatten errichten können. Bestohlene und Beraubte wagten keine Anzeige zu machen, denn wer dies that, dem zündeten sie das Haus über dem Kopfe an.

In diese schwierigen, verworrenen Verhältnisse kam der Großvater als ein verhältnismäßig noch junger Mann von kaum dreißig Jahren. Anfangs war er nur Rentmeister für das Gut, das ein enormes Gebiet mit einer Stadt, siebzehn Dörfern und mehreren Kolonien umfaßte. Er sollte Ordnung in das verrottete Rentenwesen bringen und den Baron in der Generalverwaltung der Güter unterstützen. Aber schon im nächsten Jahre wurde er von der Regierung zum Polizeidistriktkommissarius ernannt und hatte in dieser Stellung die Aufgabe, Sicherheit und Ordnung in der Gegend wiederherzustellen. Nach den bisherigen Erfahrungen war das ein fast aussichtsloses Beginnen. Die Bösewichter hingen zusammen wie die Ketten, und man hatte noch niemals einen von ihnen dingfest machen können. Der Großvater wagte es trotzdem, in dieses Wespennest zu stechen. Zu allererst suchte er sich der Mitwirkung der niedern Polizeiorgane zu versichern. Die Dorfschulzen hatten ganz unter dem Einfluß der Diebsbanden gestanden, sie wagten nichts gegen sie zu unternehmen. Mit vieler Mühe hatte der Großvater sie für energischeres Eingreifen gewonnen, und mit ihrer Hilfe gelang es dann auch, verschiedene Schlupfwinkel der Diebsbanden zu entdecken und einiger Räuber habhaft zu werden. Kaum hatten die Schulzen zur Verhaftung einzelner Diebe die Hand geboten, so machten diese Ernst. In der Frist von wenigen Jahren wurden fünf von diesen Dorfschulzen die Häuser angezündet. Einem von ihnen steckten sie sogar sein wieder aufgebautes Haus zum zweitenmale an. Auf einen andern Ortsvorsteher, der bei der Verhaftung eines Bösewichts thätig gewesen war, schossen sie durch das Fenster und verwundeten ihn schwer. Die Folge davon war, daß die Schulzen alle Beihilfe verweigerten. Der Großvater war nur noch auf die Gendarmen angewiesen.

Es war nicht zu verwundern, daß er unter diesen Umständen fast den Mut verlor. Es war eine verzweifelte Lage. Er stand ganz allein, ohne Unterstützung von den Behörden, gehaßt von allen Seiten, bedroht an seinem Leben und Vermögen. Es gehörte großer Mut dazu, trotz alledem den Kampf fortzusetzen. Ihm wurden Brandbriefe auf Brandbriefe zugefandt. Zweimal wurde in der Nähe der großväterlichen Wohnung Feuer angelegt, das ihm wohl Verluste verursachte, aber keinen größern Schaden machte. Als die Bedrohung seines eignen Besitzes nichts fruchtete, erklärten die Diebsbänden, sie würden die herrschaftliche „Seide,“ eine Waldung von mehr als 30 000 Morgen, an allen Ecken anzünden. Es herrschte in jenem Sommer gerade eine beispiellose Trockenheit, und man ging keine Nacht zu Bett, ohne das Schlimmste zu befürchten. Denn an den gefährlichsten Stellen wurde fortwährend Feuer angelegt, und es war schon zu kleinen Bränden gekommen, ohne daß die Bösewichter ihr Vorhaben hätten völlig ausführen können. Einmal waren sogar an neunzehn Stellen zu derselben Zeit bedeutende Kohlenlager und Klosterholzschnitzereien in Brand gesteckt worden. Glücklicherweise sprang auch damals wieder, wie schon mehrfach vorher, der Wind, der lange in derselben Richtung geweht hatte, um, und die Holzreiser, die die Kerle hinter dem Wind angesteckt hatten, konnten infolgedessen gelöscht werden. Oft waren die Brände eine halbe Meile, ja weiter entfernt; trotzdem gelang es immer, dem Feuer Einhalt zu thun.

Selbst an Anschlägen gegen das Leben des Großvaters fehlte es nicht. Er fuhr deshalb niemals ohne seinen Säbel zu größern Fahrten aus. Einmal kommt er auf einer seiner Amtsfahrten durch einen dichten Wald. An einer Stelle, wo der Weg so schlecht war, daß man nur im Schritt fahren konnte, wenn man nicht den Wagen zertrümmern lassen wollte, bemerkt er plötzlich, daß neben ihm im Gebüsch ein Mensch auf ihn anlegt, dann wieder die Flinte absetzt und dem Wagen im Gebüsch folgt, um besser zum Schuß zu kommen. Schußwaffen hatte der Großvater nicht bei sich. Es blieb ihm also nichts übrig, als still sitzen zu bleiben und zu warten, ob ihm nicht im nächsten Augenblick eine Kugel um die Ohren sausen würde. Damit der Wilddieb nicht merkte, daß er beobachtet wurde, befahl der Großvater leise dem Kutscher, sich nicht umzusehen, dagegen ganz genau auf das zu hören, was er ihm sage. Dann gab er ihm die Anweisung, ruhig im Schritt weiter zu fahren. Sobald aber die Strecke schlechten Wegs vorüber sei, sollte er auf die Pferde einhauen, so sehr er könne. Die nächstfolgenden Minuten erschienen dem Großvater wie eine Ewigkeit. Endlich war die bezeichnete Stelle im Walde erreicht, der Kutscher ließ seine Pferde davonrasen, und der verblüffte Wilddieb hatte das Nachsehen.

Aber der Kampf gegen diese gefährlichen Gesellen hatte allmählich doch Erfolg. Dem Großvater gelang es, immer mehr Wilddiebe und Räuber zu verhaften. Einen unheimlichen Menschen Namens Trozer hatte man z. B. schon lange im Verdacht gehabt, daß er ein Führer der Banden wäre, aber man konnte ihm nichts nachweisen; Hausdurchsuchungen waren erfolglos geblieben. Der Großvater erneute sie, aber Trozer machte seinem Namen Ehre. Trotzig, frech und höhnisch lehnte er an der Thür und sah den suchenden Gendarmen zu. Man konnte nichts finden. Aber als der Großvater schon wieder gehn wollte, merkte er beim Klopfen an der Wand einen Unterschied im Klang. Trozer verfärbte sich. Schnell ließ der Großvater die Gendarmen weiter nachsuchen. Es fand sich ein Hohlraum hinter dem Bette in der Wand, in der eine Flinte und Zubehör versteckt waren. Der Verdacht, der schon lange auf Trozer gelastet hatte, wurde dadurch bestätigt, und er konnte in Haft genommen werden. Gleich ihm kamen die hauptsächlichsten Wilderer und Räuber ins Zuchthaus; die übrigen

verloren den Zusammenhalt und den Mut, und die Gutgesinnten erhoben freier ihr Haupt und wagten es, bei der Entdeckung der Bösewichter mit thätig zu sein. Allmählich kamen wieder geordnete Verhältnisse ins Ländchen. Die schlimmsten Bösewichter hatten freilich bei der Gefangennahme dem Großvater und den Gendarmen, die dabei thätig gewesen waren, offen den Tod geschworen, aber sie starben im Gefängnis. Der Großvater hatte die Befriedigung, Ruhe und Ordnung wieder eingeführt zu haben, und hoffte sich nach der Beendigung der schwierigen Servitutenablösung, die ihm noch bevorstand, endlich seiner Stellung wirklich freuen zu können.

Er meinte jedenfalls, sich den Dank aller Gutgesinnten durch sein energisches Vorgehen erworben zu haben, die Höflichkeit und unterwürfige Liebenswürdigkeit, mit der ihm überall in der Stadt und auf den Dörfern begegnet wurde, täuschte ihn wohl auch. Thatsächlich war er wohl recht unbeliebt. Man war freundlich zu ihm, weil man ihn fürchtete, denn seine scharfe, strenge Art war den Leuten unheimlich. Als Generalbevollmächtigter des Barons erschien er als Hauptvertreter der herrschaftlichen Gewalt, und diese war gehaßt. Es mögen ja, für unser modernes Empfinden wenigstens, gewisse Bedrückungen vorgekommen sein, im allgemeinen war aber ohne Zweifel die Herrschaft recht wohlwollend gegen die Unterthanen, ohne daß diese es anerkannten. Die Abgaben waren nun einmal verhaßt, die die Gutsunterthanen von alters her zu leisten hatten, die Laudemien (Abgaben beim Verkauf des Grundbesitzes) usw. Wie vorher erwähnt worden ist, lag es in der Absicht der Guts Herrschaft, diese Servituten abzulösen, und der Großvater hatte das durchführen sollen. Wenn es damit langsam vorwärts ging, so lag dies einmal an den mannigfachen andern Aufgaben, die der Großvater zu lösen hatte, und durch die er gehindert wurde, sich dieser Arbeit ordentlich zu widmen, andrerseits waren die Größe und die Schwierigkeit der Arbeit daran schuld und die entsetzliche Langsamkeit der damaligen Rechtspflege, die auch die besten Absichten vereitelte. Uns erscheint die Ablösung jener Verpflichtungen als selbstverständlich und notwendig, was es aber für die damalige Zeit bedeutete, mit dem ganzen Abgabewesen zu brechen, welche Menge von Schwierigkeiten sich bei der Durchführung ergab, können wir gar nicht mehr ermessen. Und statt den guten Willen der Herrschaft anzuerkennen, schürte man gegen die Guts Herrschaft und ihre Beamten, ja sogar die Bemühungen des Großvaters, die Ordnung wieder herzustellen, mögen vielfach auch gegen die Herrschaft ausgespielt worden sein. Sie zeigten eben, daß die Besitzenden dem armen Manne nicht einmal einen Sonntagshafen gönnten; diese wollten alles für sich behalten, wollten die Armen vollständig in ihre Gewalt bekommen, wollten sie völlig ausaugen — so und ähnlich mögen die Vorwürfe gelautet haben. Und das Vorgehen gegen das Raubgefindel mögen auch die gegen die herrschaftliche Gewalt ausgespielt haben, die an sich allen Grund hatten, mit der Ordnung und Sicherheit im Lande zufrieden zu sein. An sich fürchtete und haßte man die Räuber und Diebe, aber wenn es den Gegensatz gegen die Herrschaft galt, ging man schließlich doch mit ihnen.

Diese Verkennung seiner besten Absichten, diese feindliche Stimmung gegen alles, was Herrschaft hieß, ist dem Großvater wohl vorher nie zum Bewußtsein gekommen. Die Ereignisse des Jahres 1848 offenbarten ihm diese schmerzliche Thatsache. Die Kunde von den Vorfällen in Berlin vom 18. und 19. März hatte sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Land verbreitet. Man wollte nicht hinter den Berliner zurückbleiben. Von den staatsrechtlichen Forderungen der Revolution verstand man freilich auf dem Lande noch wenig, und für den nationalen Gedanken mögen sich dort im Osten auch nur ganz Vereinzelte erwärmt haben.

Auf dem Lande nahm die Revolution einen durchweg sozialen Charakter an. In Berlin hatte man mit den alten Autoritäten einmal scheinbar gründlich abgerechnet; so wollte man denn auch in Primkenau, oder wo es sonst war, dasselbe thun. Man wollte sich schadlos halten für manche erlittne Härte und Unbill, man wollte fordern, fordern, so viel als möglich. Es war ja eine Zeit, wo alles bewilligt werden mußte, wo auch der König weitgehende Forderungen hatte zugestehn müssen. Warum sollten es die Herrschaften nicht auch thun? Man mußte die Herren nur einmal in die Gewalt bekommen, mußte mit Dreschflegel und Sense drohen, dann würde sich auch vornehmer Stolz zu Zugeständnissen bequemen!

Gewöhnlich wohnte die Herrschaft auf dem einige Meilen von Primkenau entfernten Gute Modlau, in dieser Zeit hielt sie sich aber in Berlin auf. Als die Nachricht von den Berliner Märztagen nach Primkenau drang, war der Großvater in großer Sorge, wie es ihnen ergangen sein möchte. Ein Brief des Barons aus Köpenick, wohin er mit seiner Familie geflüchtet war, beruhigte ihn; der Baron stellte seine baldige Rückkehr nach Modlau in Aussicht. Auf verschiednen umliegenden Gütern war es mittlerweile zu Aufständen gekommen, und auch in Primkenau und Umgegend regten sich die Revolutionäre. Es verlautete, daß man nur die Ankunft der Herrschaft von Berlin abwarten wolle, um loszubrechen und sich im Guten oder Bösen die gewünschten Rechte und Freiheiten zu erringen. Um diesen Ge-  
lüsten keine Nahrung zu geben, beschloß der Großvater persönlich die Herrschaft zu warnen, jetzt nicht auf ihre Güter zurückzukehren. Der Post vertraute er diese Botschaft nicht an, denn in letzter Zeit wurden die Posten mehrfach gewaltsam angehalten, und auch in größern Städten, z. B. in Breslau, war das Briefgeheimnis verletzt worden.

Der Großvater faßte Samstag den 25. März diesen Entschluß und wollte am nächsten Tage, einem Sonntag, nach Berlin reisen. Als er gerade die Zurüstungen zur Reise treffen wollte, kam der Pastor des Orts zu ihm und brachte die Nachricht, daß in der Stadt eine sehr erregte Stimmung nicht nur gegen die Herrschaft, sondern auch gegen ihn, den Rentmeister, herrsche; man wolle ihn als Generalbevollmächtigten des Barons gefangen nehmen und hoffe, wenn man ihn als Geißel in Händen hätte, von der Herrschaft leichter Zugeständnisse expressen zu können. Trotz der offenbar großen Gefahr beschloß der Großvater, auf seinem Posten auszuharren. Da erschien ein ungenannter Freund, ein Mann, dem der Großvater niemals solche Freundschaft zugetraut hätte, mit Thränen in den Augen und bat ihn, sich nicht der Gefahr auszusetzen. Er brachte ein Schreiben mit, das ihm zugegangen war, und das die Pläne der Auführer klar enthüllte. Es lautete nach den Aufzeichnungen des Großvaters ungefähr folgendermaßen: „Es lebe die deutsche Freiheit! Jetzt wollen wir auch frei werden von allen Lasten. Jetzt ist es Zeit, uns unsre alten Rechte zu erringen und festzustellen. Aber dazu müssen alle zusammenhalten. Heut abend um acht Uhr versammeln wir uns hier, und dann muß die ganze Kommunion nach Primkenau zu den Mühlen. Dort stoßen die andern dazu, und es muß beraten werden, wie wir ihn fangen, um sein Fleisch von den Knochen zu nagen wie die Raben. Um elf Uhr wird das Signal gegeben werden. Wehe dem, der sich nicht anschließt, dem wollen wir es schon gedenken.“

Das Schreiben war ja, wie bei derartigen Schriftstücken üblich, in sehr bombastischem Stile abgefaßt, man erlah aber ganz deutlich daraus, daß die Verschwörer den festen Plan hatten, den Großvater zu fangen. Er durfte es dazu nicht kommen lassen, denn durch seine Gefangennahme wäre die Herrschaft in eine

äußerst mißliche Lage versetzt worden; sie hätte, um den Großvater aus den Händen der Bösewichter zu befreien, schließlich doch Zugeständnisse machen müssen. Zudem war ja auch noch Schlimmeres als bloße Gefangennahme möglich, denn wenn auch die einzelnen zu einer Mordthat zu feige waren — die gefährlichsten Durstchen hatte der Großvater ja dingfest gemacht —, so konnte doch das Gefühl, eine große Masse hinter sich zu haben, selbst Feiglingen Mut zu frecher That geben. Das hatte man damals gerade genug erfahren. Um ein Unglück zu verhüten, entschloß sich also der Großvater sofort zur Flucht. Die Großmutter hat ihn wohl selbst dazu gedrängt; sie nahm es auf sich, mit den Kindern allein in der aufgeregten Stadt zurückzubleiben; von ihrer Seite wurde ihm der Abschied jedenfalls gar nicht erschwert.

Samstag um elf Uhr vormittags wurde der Entschluß gefaßt. In aller Eile mußten die notwendigen Vorbereitungen getroffen werden; die Amtssachen mußten soweit thunlich noch besorgt und verschiedenes in Sicherheit gebracht werden. Beim Packen tranken Großvater und Großmutter noch schnell zwei Tassen Kaffee mit einander — wer wußte, ob und wo sie das nächstmal wieder bei einander sitzen würden? Um vier Uhr gings nach einem bitterm Abschied, aber mit gezwungen lächelnder Miene zum Thor und zur Stadt hinaus. Niemand durfte ja etwas von dem Plane merken, sonst hätte in letzter Stunde noch die Flucht vereitelt werden können. Der Großvater kam glücklich nach Sprottau.

Er berichtet selbst über die weitere Reise: „Die Not, welche ich hatte, um noch ein paar Schreiben zu expedieren und doch den Zug nicht zu versäumen, ließ mich meinen tiefen Seelenschmerz über die allgemeinen und meine damit zusammenfließenden eignen Verhältnisse nicht so heftig fühlen, als dies sonst der Fall gewesen bei dieser traurigen Flucht. Auf der Eisenbahn viel Soldaten, viel Erbitterung über Berlin. Auch im allgemeinen wenig verblendeten Freudenjubel, mehr Sorge und Kummer, wenngleich im Innern verschlossen. So gings fort bis Köpenick, wo ich ein paar Stunden warten mußte, da es noch zu früh war, um hineinzugehn in die Stadt. Als ich hinkam, hörte ich, daß die Herrschaft schon wieder fort sei, und man nicht wisse, wohin sie sich begeben hätte. Da ich vermutete, sie wären behufs Beschaffung ihrer Sachen, da jetzt Ruhe in Berlin, dorthin zurückgekehrt, so fuhr ich sogleich mit dem 9 $\frac{1}{2}$  Uhr-Zuge wieder fort. Ach, es war eine betrübtete Fahrt, ein trauriger Einzug, es war mir, als führe ich in die offene Hölle, wenn ich mir die Vorfälle der letzten Tage vergegenwärtigte und die Folgen bedachte. Außerlich merkte man sehr wenig von dem gewesenen Greuel, ja wenn man die aus allen Häusern flatternden Freiheitsfahnen sah, so erschien die Stadt freudig und festlich geschmückt. Die Proletarier gingen stolzen Blickes umher, ebenso die mit Waffen aller Art versehenen Studiosen, Gymnasiasten usw., die sich als bewaffnete Freiheitsmänner gewaltig wichtig zu fühlen schienen. Sonst aber sah man an den gedrückten, kummervollen Gesichtern wohl, daß der Jubel im allgemeinen nur äußerlich war, innerlich Sorge und Gram herrschte. Ich fuhr in den Gasthof Prinz von Preußen, der aber schildlos geworden war und seinen Namen ändern mußte, um vor der Volkswut sicher zu sein. Ich eilte bald unter die Linden, die Herrschaften waren sämtlich in die Kirche gegangen. Endlich kamen sie. Ach, welch ein betrübtetes Wiedersehen! Aber doch war unser Dank und unsre Freude groß, daß wir uns so wohlbehalten wiedersehen.“

Für das Ideal in der revolutionären Bewegung hat der Großvater kein Verständnis gehabt. Uns Spätern ist es leichter, diese zu erkennen und zu werten, als einem Manne, der die Schrecken der Revolution am eignen Leibe zu fühlen hatte

und in alledem nur eine Auflehnung gegen die gottgeheiligten Autoritäten sehen mußte. Mag er deshalb auch die Stimmung der Bevölkerung in allzu düstern Farben schildern, soviel ist klar, daß sich die besonnenern fortschrittlichen Leute nicht durch die augenblicklichen Erfolge blenden ließen, sondern besorgt beim Blick in die Zukunft fragten: Was nun? Die bisherige Entwicklung war einfach abgeschnitten, ohne daß man sich darüber klar war, wie man etwas Neues, Besseres an die Stelle setzen könnte.

Die Schilderungen des Großvaters bewogen natürlich die Herrschaft, sich zunächst von ihren Gütern fern zu halten. Er selbst begab sich zu seinen Eltern nach Neusalz a. D., nachdem er die Nachricht erhalten hatte, daß Frau und Kinder dort glücklich angekommen seien.

Anfangs war die Großmutter in großer Sorge um den Flüchtling gewesen. Da nichts davon bekannt wurde, daß er angehalten und gefangen sei, mußte sie annehmen, daß die Flucht gelungen wäre. Die Wut war groß, als die Auführer merkten, daß der Großvater entronnen sei. Die geplante Zusammenkunft an den Primenauer Mühlen war nun ganz unnötig; zunächst waren die Verschwörer ratlos, aber bald faßten sie den Plan, sich wenigstens der Familie zu bemächtigen und dadurch einen Druck auf die Gutsherrschaft und den Großvater auszuüben. Durch Freunde war die Großmutter von diesen Plänen verständigt worden, und auch sie entschloß sich zur Flucht zu den Schwiegereltern im nahegelegnen Neusalz. Keinem Menschen teilte sie etwas von diesem ihrem Plane mit. Es war am Sonntag Nachmittag. Die Großmutter gab den Befehl zum Anspannen, um ein wenig spazieren zu fahren. Das konnte nicht auffallen. Die Sitze des Wagens waren Wagenkästen, die zu jeder Ausfahrt in der Wohnung abgeholt und nachher wieder dort abgeliefert wurden. In diese Wagenkästen hatte die Großmutter heimlich das nötigste gepackt. Dem Kutscher, der die Kästen abholte, fiel es nicht auf, daß die Kästen schwerer als gewöhnlich waren. Sonntäglich gepußt wurden die Kinder in den Wagen gesetzt. Alle waren sehr vergnügt. Die Großmutter gab Befehl zur Abfahrt, aber noch war der Wagen nicht zum Thor hinausgefahren, da fiel schon ein Mensch den Pferden in die Zügel. Wohin es denn gehn sollte? Ein wenig spazieren fahren, antwortete ruhig der arglose Kutscher. Da an den Inzassen nichts Verdächtiges zu bemerken war, was auf Fluchtgedanken schließen ließ, gab der Mensch den Weg frei. Man fuhr durch die Stadt, dann eine halbe Stunde weit auf der Landstraße. Der Kutscher fragte, ob er nicht umkehren sollte. Wir wollen noch weiter fahren, hieß es. Nach einer Stunde Fahrt erneuerte der Kutscher seine Frage. Nein, Johann, wir fahren nach Neusalz, gab die Großmutter dem verblüfften Kutscher zur Antwort, und jetzt erst merkten die Kinder, daß man auf der Flucht begriffen wäre. Die Großmutter kam abends glücklich bei ihren Schwiegereltern an, und der Großvater fand sich nach einigen Tagen auch wieder zu ihnen.

In Primenau war die Wut darüber groß, daß man sich auch diesen guten Fang hatte entgehn lassen. Man wollte sich deshalb an den Sachen schadlos halten, die die Großeltern sämtlich ohne Schutz in Primenau hatten zurücklassen müssen. Auführerische Banden drangen in die herrschaftlichen Gebäude ein, und die Rentamtskanzlei wurde vollständig zerstört. Der Aktuar des Großvaters entging mit genauer Not dem Tode; dem Amtmann, der den Unterstock bewohnte, wurde alle Habe vernichtet, und auch in die Wohnung der Großeltern im Oberstock wollte ein Haufe eindringen. Merkwürdigerweise war die Klinke der Eingangsthür glatt mit dem Beile abgehauen worden, ob von einem Freunde, der auf diese Weise das Eigentum der Großeltern hatte retten wollen, ob von wahnwitzigen Auführern,

ist niemals aufgeklärt worden. Ohne sich die Mühe zu geben, die Thür mit Werkzeugen zu öffnen, zog der Haufe einfach wieder ab. Sie wollten die ganze Bude anstecken. Brennbare Stoffe wurden bei der Wohnung zusammengetragen und angezündet, gute Freunde des Großvaters aber eilten herbei und erstickten das Feuer. Darüber war die wilde Horde so aufgereggt, daß sie die Löschmannschaft um ihres guten Werkes willen mit verbrennen wollte. Man begann schon die Treppe abzuhacken, um die Männer droben im Haus lebendig zu braten, sie merkten aber noch rechtzeitig die Gefahr, kamen die Treppe herunter, und der Gedanke, das ganze Haus anzuzünden, schwand in der allgemeinen Kopfslosigkeit und Unordnung. Auf diese Weise blieb das gesamte großväterliche Eigentum unversehrt. Das Mobiliar konnte freilich erst im November abgeholt werden; im Spätherbst war es nämlich anlässlich der Steuerverweigerung zu erneuten Erzeffen gekommen, aber diesmal rückte Militär ein und schaffte Ordnung, und unter seinem Schutze konnte die Wohnung ausgeräumt werden.

Auch der älteste Sohn des Großvaters, der als ganz junger Amtmann auf einem andern freiherrlichen Gute in Altenlohm angestellt war, kam beim Aufstande in Lebensgefahr. Er sollte auf dem Oberhofe in Altenlohm das Getreide von den Dreschern abnehmen. Die Drescher erhielten nämlich einen Teil des ausgedroschnen Getreides (soviel mir bekannt, den zehnten Scheffel) als Lohn für ihre Arbeit anstatt Geldes. Der Amtmann kam jedesmal auf die Tenne, um in dieser Form den Lohn auszuzahlen. Bei dieser Gelegenheit pflegten die Scheinenthore offen zu stehn, aber sie waren dieses einermal geschlossen, was den Onkel schon befremdete. Beim Abmessen bestand nun die Sitte, daß die Scheffel der Herrschaft knapp gestrichen wurden, der Scheffel der „Dreschgärtner“ dagegen, wie sie hießen, reichlich gemessen wurde. Der Amtmann pflegte bloß leise mit der Hand darüberzufahren und ließ dabei die Hälfte des Getreides über dem Scheffelrand stehn. Der junge Amtmann that das auch hier. Sofort begehrten die Arbeiter auf: Er solle den Scheffel vollgehäuft lassen, sie ließen sich solche Verkürzungen nicht mehr gefallen. Überhaupt wollten sie in Zukunft ganz anders gestellt sein, wollten keine Laubemien und andre Abgaben an die Herrschaft zahlen usw. Sie verlangten, er solle ihnen sofort all ihre Forderungen zugestehn, und wenn er es nicht thäte, schlugen sie ihn mit ihren Dreschlegeln tot wie einen räudigen Hund. Mein Onkel ließ sich nicht einschüchtern. Er erklärte, daß er gar kein Recht und keine Befugnis als bloßer Beamter hätte, solche Versicherungen zu geben, und daß, wenn er es thäte, diese Versicherungen für die Herrschaft keineswegs verbindlich wären. Er sei sich wohl dessen bewußt, in ihrer Gewalt zu sein, sie sollten es sich aber doch ordentlich überlegen, ob sie ihn wirklich erschlagen wollten. Sie sollten an ihre Weiber und Kinder denken, denn so viel wäre klar, daß, wenn sie ihn ermordeten, diese That schwer gerächt werden würde. Die Leute murrten weiter, erboten sich dann aber, ihm eine Bedenkzeit von acht Tagen zu geben. Wenn er aber bis dahin nicht ihren Willen gethan hätte, kämen sie zu ihm in seine Wohnung und erschlugen ihn dort ohne Gnade und Erbarmen. Der Onkel widerrieth ihnen das aufs entschiedenste; zu Hause habe er Flinten und Waffen aller Art, er wolle keinem raten, zu ihm zu kommen. Aber hier sei er in ihrer Gewalt, hier möchten sie nur mit ihm thun, was sie vor Gott und Menschen verantworten könnten. Wohl drohten und schrien die Leute weiter, aber keiner wagte Ernst zu machen. Schließlich öffnete sich der Kreis, der sich um den Onkel geschlossen hatte, und er konnte frei hinausgehen. Die Ruhe, mit der ihnen der junge Mann entgegengetreten war, und seine verständigen Worte hatten doch Eindruck auf die Arbeiter gemacht.

Der junge Amtmann hatte zu derselben Zeit neben seinen eignen Arbeitern noch eine Menge Maurer zu beaufsichtigen, da er den Bau eines neuen Schlosses für den jungen Baron zu überwachen hatte. Auch diese hatten aufrührerische Gelüste, aber der Onkel erklickte sie im Keim. Er ließ den Baumeister kommen und erklärte ihm, daß, wenn sich auch nur einer von seinen Leuten zu einer gesetzwidrigen Handlung verleiten ließe, er auf der Stelle alle Arbeiter entlassen und den Bau einstellen würde. Das wirkte. Die Maurer sahen denn doch ein, daß, so schön auch die freiheitlichen Ideen waren, ein sicheres Brot ihnen vorzuziehen sei; waren doch infolge der Unruhen fast alle Bauten eingestellt worden.

Vom März bis November 1848 hatte der Großvater aus der Ferne seine Geschäfte weitergeführt, so weit es in jener Zeit überhaupt möglich war, ein Amt zu verwalten. Aber er merkte mehr und mehr, daß alles das, was er in fast siebenzehn Jahre langer Arbeit erbaut hatte, in ein paar kurzen Tagen wieder zerstört worden war. Er hätte ganz von neuem beginnen müssen, um wieder geordnete Verhältnisse herbeizuführen. Und ein solcher Neuanfang war deshalb besonders schmerzlich, weil sich gerade manche der Menschen, auf die er am meisten vertraut hatte, in diesen Schreckenstagen treulos erwiesen hatten. Er hätte auch darin neu anfangen müssen, hätte ganz allmählich erst wieder Vertrauen erwerben, Vertrauen auch seinerseits wiederfinden können. Und dieser Arbeit fühlte er sich nicht mehr gewachsen. Der Wiederanfang hätte ihn gemüthlich viel mehr mitgenommen, viel mehr Überwindung gekostet, als zu der Zeit, wo er als Fremder in die Gegend gekommen war. Und deshalb legte er nach siebenzehnjähriger Thätigkeit trotz der Versuche seines Prinzipals, ihn zu halten, alle seine Ämter nieder.

Der Großvater hatte wohl seine Thatkraft unterschätzt. Er war mit seinen fünfzig Jahren noch stark genug, noch einmal von vorn zu beginnen, aber verständig ist der Schritt immerhin; es ist ihm selbst nicht leicht geworden. In die ruhige Entwicklung seines Lebens und seiner Arbeit hatte die Revolution, wie auch sonst in unzähligen Fällen, so vernichtend eingegriffen, daß er es nicht über sich brachte, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen.

Wir Buben haben es immer lebhaft bedauert, daß der Großvater seinen interessanten Posten verlassen hat. Was hätte er dort noch für aufregende Abenteuer erleben können! Seine Thätigkeit in späterer Zeit trat für uns ganz zurück gegen die Erlebnisse der dreißiger und vierziger Jahre. Er ist als würdiger, friedlicher alter Herr gestorben. Wir aber hatten ihn immer im Gedächtnis als den thatkräftigen Rentmeister, der mit seinem schweren Reiterfäbel durch die Wälder fuhr und die Wilderer und Mordbrenner strafe.

Waltherr E. Bloß



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schutzzoll und Freihandel. Die imperialistischen Übertreibungen, in die unsre jüngern Volkswirte, soweit sie der Berliner kathedersozialistischen, extrem schutzzöllnerischen Schule ihre Karriere verdanken oder sie von ihr erhoffen, sich zu verrennen anfangen, machen es sehr wünschenswert, daß sich die ernsthaften und reifen staatswissenschaftlichen Forscher wieder etwas gründlicher mit der Frage nach